

Europa im Wandel – Kirche und Laien sind gefordert

Emil Brix bei der Internationalen Sommertagung in Tainach

■ FRANZ VOCK



Dr. Franz Vock hat Politikwissenschaft und Theologie studiert, er war Krankenhausseelsorger, und ist derzeit Referent für Öffentlichkeitsarbeit und Projekte der Katholischen Aktion der Erzdiözese Wien.

„Für ein vereintes Europa könnte sich die katholische Kirche noch stärker einbringen, noch viel mehr tun. Wir könnten mit anderen Ostkirchen zusammenarbeiten, für die liberale Variante der Kirche in Polen eintreten. Die katholischen Laienorganisationen, Fakultäten, Vereine, Pfarren könnten sich dafür engagieren. Was immer wir an Zusammenarbeit tun können, sollten wir tun.“ So die Worte des Botschafters Emil Brix, Direktor der Diplomatischen Akademie in Wien, bei der Internationalen Sommertagung „Europa im Wandel. Zentrales/dezentrales Europa – ein notwendiger Balanceakt“ am 12. August 2019 in Tainach, Kärnten. Auf Einladung des Katholischen AkademikerInnen Verband Österreichs (KAVÖ) und Kärntens kamen über 50 TeilnehmerInnen in das Bildungshaus Sodalitas, darunter Bischof Maximilian Aichern, TeilnehmerInnen aus Österreich, Albanien Deutschland, Polen, Rumänien, Slowakei und der Ukraine.

Österreich zuerst

Vor allem müssen wir lernen, mit Vielfalt umzugehen, denn „ein Reich mit nur einer Zunge ist schwach“, zitierte Brix den Ungarnkönig Stephan. „Der Brexit hat Europa in seinen Grundfesten erschüttert. Es ist uns selbst nicht ganz klar, in welche Richtung Europa gehen will. Wesentliche Teile Europas sind noch nicht bereit für das Gemeinsame. Wir erleben Unterschiede zwischen Nord-Süd, Ost- West. Die Trennung Ost-West, die wir glaubten überwunden zu haben, erleben wir wieder stärker als Trennung“, sagte Brix in seiner Analyse. Auch gebe es unterschiedliche Geschwindigkeiten. Dabei sollten wir „alles vermeiden, noch mehr unterschiedliche Geschwindigkeiten zuzulassen. Ob sich

hier nicht die Katholische Kirche stärker einbringen kann“, fragte Brix erneut.

Auf den Brexit bezogen, verwies Brix darauf, dass zwei Aspekte die Briten vornehmlich bewegt hätten, aus dem Gemeinschaftsprojekt EU auszusteigen: die Angst um ihren Arbeitsplatz und der Wunsch nach nationaler Souveränität. Nun müssten alle Europäer ihre Lehren daraus ziehen und tragfähige Antworten auf diese Ängste und Wünsche finden, bekräftigte er.

Bezüglich der kulturellen Vielfalt in der EU kam Brix auf ein altes Erklärungsmodell zu sprechen, das in den letzten Jahren von rechten und rechtsextremen politischen Parteien leider „gekapert“ worden sei. Auch ihm gefalle der Slogan „Österreich zuerst“ nicht schlecht, so Brix, um gleich zu ergänzen, dass man sich aus dieser Überzeugung sehr wohl auch für die EU einsetzen könne, denn: „Wenn ich nicht selbst meine eigene Identität formuliere, dann kann ich auch mit anderen nicht umgehen. Ich brauche ein Mindestmaß an Überzeugung, dass ich Angehöriger dieses Staates bin. Ein gewisser Stolz auf diese Nation ist notwendig“. Daher solle die Diskussion Patriotismus versus Nationalismus geführt werden. Beim Patriotismus sei ich in einer für mich richtigen Gemeinschaft, müsse „aber nicht auf die anderen hinunterschauen“, so Brix. „Gerade katholische Organisationen müssten das tun“, sagte er an die ÖsterreicherInnen gewandt, die sich „eine noch viel stärkere positive Rolle zutrauen“ sollten, zur Überwindung der Spaltung positiv beitragen und die Transformation mitgestalten zu können.

Europäisches Selbstbewusstsein

Emil Brix verwies zudem auf den Französischen Präsidenten Emmanuel Macron, der

in seiner Rede bei der Karlspreisverleihung 2018 in Aachen vier Imperative für Verantwortungsträger in Europa formulierte, die sinngemäß so lauten: 1. Seien wir nicht schwach! 2. Lassen wir uns nicht spalten! 3. Haben wir keine Angst! 4. Warten wir nicht zu! Europäisches Selbstbewusstsein gegenüber den USA, Russland und China sei gefragt. Man könne auch von der eigenen Gemeinschaft überzeugt sein, ohne auf andere Länder herabzuschauen, was auch

dabei helfe, innereuropäischen Spaltungen vorzubeugen. Das Leitbild einer „Ever-Closer-Union“ sei vorbei. „Wie brauchen mehr Subsidiarität in den Entscheidungen. Wo Grenzen zwischen Mitgliedsstaaten bestehen, da soll investiert werden“, fügte Brix hinzu und nannte z. B. Slowaken in Österreich, Burgenländer in Ungarn. Österreich zuerst sollte positiv diskutiert werden, bekräftigte er. ■

Ausrede Weltkirche

■ PETER PAWLOWSKY

Vieles, was in der römisch-katholischen Kirche seinen immerwährenden Bestand zu haben schien, ist fraglich geworden. Noch zwischen den Weltkriegen meinten Päpste, dass die Hierarchie Befehle erteilt, denen die Laien gehorsam zu folgen hätten. Paul VI. verteidigte den Zölibat, nachdem er dem Konzil untersagt hatte, darüber zu diskutieren. Johannes Paul II. verfügte, über die Weihe von Frauen dürfe nicht mehr geredet werden.

Doch die kirchliche Zweiklassen-Gesellschaft, das Eheverbot für Priester, der Ausschluss der Frauen – nichts davon lässt sich biblisch begründen. Im Neuen Testament werden Frauen als Diakone und Apostel bezeichnet. Der Streit darüber, ob sie als geweiht anzusehen seien, ist müßig, denn auch die Priesterweihe gab es damals noch nicht. Ein Jahrtausend der Kirchengeschichte gab es keinen Pflicht-Zölibat, und die Motive, warum er eingeführt wurde, sind durchaus fragwürdig.

Warum also nicht radikal reformieren? Weil wir, sagen die Hüter der Tradition, eine Weltkirche sind. Wenn also in Europa verheiratete Priester zugelassen würden, dann auch in Afrika und Asien; würde man Frauen zur Weihe zulassen, dann auch in Indien und Südamerika. Das würde aber in allen diesen Weltteilen auf heftige Ablehnung stoßen, also darf es nicht geschehen.

Das Argument ist weder historisch noch geographisch haltbar. Im 19. Jahrhundert wären Frauen in hohen kirchlichen Äm-

tern undenkbar gewesen; es gab ja auch fast keine Wissenschaftlerinnen oder Politikerinnen. Auch die Frauenordination in den reformierten Kirchen wurde nicht von Luther oder Calvin erfunden, sondern erst nach dem Zweiten Weltkrieg eingeführt, weil der biblische Befund nicht dagegen spricht. Ebenso wäre es einer afrikanischen Gesellschaft vielleicht noch nicht zumutbar, einen solchen Schritt zu tun. In Indien, wird mir erzählt, genießen zölibatäre Priester ein hohes Ansehen. Dürfen deshalb Priester in Amazonien oder Europa nicht heiraten?

Traditionen mögen zu je ihrer Zeit sinnvoll gewesen sein, aber sie sind kein Dogma. So bleibt nur die Ausrede „Weltkirche“: Was nicht überall eingeführt wird, darf nirgends eingeführt werden. Vielleicht wäre China heute christlich, wären die Jesuiten im Land der Mitte nicht von Rom zurückgepfiffen worden, weil sie den chinesischen Christen erlaubt hatten, auch ihre eigenen Traditionen zu pflegen.¹

Die Missionare, die mit dem Kolonialismus mitmarschiert waren, haben sich ihren Erfolg dadurch verdorben, dass sie europäische Sitten und Gebräuche exportieren wollten. Diejenigen, die unter dem Vorwand „Weltkirche“ Reformen verhindern, tun im Grunde dasselbe: Was sich in Europa unter dem Diktat des Vatikans an Tradition etabliert hat, soll der ganzen Welt aufgezwungen werden. Aber katholisch heißt nicht „überall gleich“, sondern den gemeinsamen Glauben in der je eigenen Kultur zu leben. ■

1) Die Jesuiten erkannten, dass das Christentum sich der chinesischen Kultur anpassen musste, wenn es in China Fuß fassen wollte. So erlaubten sie den chinesischen Christen, nach chinesischer Tradition ihre Ahnen und Konfuzius zu verehren. Darüber kam es zum Ritenstreit (besonders 1693–1705): Rom verbot schließlich die Missionierungsmethode der Jesuiten. Der chinesische Kaiser reagierte darauf mit einem Verbot des Christentums.